

Der Familienmythos und die romantische Liebe in der condition postmoderne

Reinhard Sieder, Wien

Mythen und wissenschaftliche Begriffe sind voneinander nicht so weit entfernt, wie wir gerne glauben. Auch Begriffe der sozialwissenschaftlichen Familienforschung sind mythisch aufgeladen, am stärksten von allen vielleicht der Begriff Kernfamilie. Mit Lacan lässt sich sagen: Das Reale ist vom Imaginären durchdrungen, sobald es bezeichnet wird. Freilich hängt alles davon ab, wer mit welchen Interessen über Familie spricht. Die west-christlichen Kirchen, die Politik und die Humanwissenschaften konstruieren die Kernfamilie als Anfang und Pflegestation allen Lebens und als den Ort des privaten Glücks. Für jene, die eine Zeit ihres Lebens als Mutter, Vater und Kind über Jahre oder Jahrzehnte zusammenleben, verbindet sich damit noch mehr: die Hoffnung auf ein totales Zuhause, in dem jede Entfremdung aufgehoben ist. Die Triade von Vater, Mutter und (leiblichem) Kind umhüllt die mythische Aura einer Zusammengehörigkeit von Natur. Sie entsteht aus der kulturellen Deutung der biologisch-sozialen Filiation in Metaphern wie der vom „eigenen Fleisch und Blut“. Obwohl leicht zu belegen ist, dass Ehe und Elternschaft synchron – in den verschiedenen sozialen Klassen – und diachron – in den verschiedenen historischen Epochen – höchst vielfältig entworfen, gestaltet und erfahren werden, zeichnet sie der Familien-Mythos dennoch als zeit- und ortlos. Er suggeriert, die Herrschaft des Mannes über die Frau und die Herrschaft der Eltern über die Kinder seien unveränderlich, ewig, heilig. Wer dies nicht respektiere, versündige sich. Wo der Mythos als Element der Doxa, der unbefragten Seinsgewissheit, verteidigt wird, entsteht aus der Doxa Orthodoxie, in den Religionen wie in den Wissenschaften, und auch in den psychotherapeutischen Theorien. Genau in diesem Moment wird der Mythos aggressiv, verbirgt, leugnet und verhüllt, was ihn (und die Interessen seiner Prediger) gefährden könnte.

Der west-christlich geprägte Familienmythos erzählt nur von legitimer Gewalt und guter Macht des Familienvaters. Mutter und Kind seien sicher geborgen unter dem Schutz und der Herrschaft eines leistungsstarken, verlässlichen und wehrhaften Familienvaters. Das ist die „westliche“ (etwas genauer: die westeuropäisch-nordamerikanisch-australische) Variante des Mythos vom Patriarchat. Die ost- und südosteuropäische Variante sowie einige asiatische und afrikanische Mythen stellen weniger auf Leistung und Kraft, denn auf die Ehre des (männlichen) Ältesten ab, der alle lebenden Angehörigen der Sippe mit ihren verstorbenen Vorfahren, ihren „Ahnen“, verbindet.

Die moderne kapitalistische Produktionsweise lässt sich vom gegenwärtigen Standpunkt in drei historische Phasen unterteilen:[2] Erstens die liberale industrie-kapitalistische Produktionsweise (in England schon ab dem späten 18. Jahrhundert, in Kontinentaleuropa ab der Mitte des 19. Jahrhunderts, beendet durch die dirigistischen Kriegswirtschaften des Ersten Weltkriegs). Zweitens die fordistisch-kapitalistische Produktionsweise ab den 1910er Jahren in den USA, ab den 1950ern in Westeuropa und peripher auch in Südamerika. Sie wird von staatskapitalistischen (NS-Deutschland u.a.) und staatssozialistischen Regimen (DDR, Sowjetunion, China u.a.) nicht vollends außer Kraft gesetzt, sondern auf niedrigeren Konsumniveaus und mit staatlichen Formen der Güterverteilung und der Transferleistungen modifiziert. Seit den 1980er Jahren setzt sich eine neoliberale Produktionsweise durch. Sie wird durch Umwälzungen auf den Weltmärkten für Erdöl und andere Rohstoffe eingeleitet und durch den Zusammenbruch der „realsozialistischen“ Volkswirtschaften in den späten 1980er Jahren beschleunigt. Jede dieser bisherigen Phasen des modernen (industriellen bzw. postindustriellen) Kapitalismus brachte eine für sie typische, hegemoniale Arbeitsmoral, Ethik und Ästhetik, spezifische politische Regime (diverse Diktaturen und Demokratien), technologisch-wissenschaftliche Revolutionen und auch spezifische Regime der privaten Reproduktion hervor. Deren kritische Achsen sind das Mann-Frau-Verhältnis zum einen und das Eltern-Kinder-Verhältnis zum anderen, bei letzterem v. a. die Frage, wieviele Kinder mit welcher ‚pädagogischen Qualität‘ großgezogen werden.

Im Westen können ab den 1970er Jahren immer mehr Frauen auch außerhalb der Ehe und unabhängig von

Ehemännern leben und arbeiten. Die Arbeits- und Leistungspotenziale der Frauen sollen nicht nur für die private Reproduktion der Arbeitskräfte, sondern auch für die Produktion von Waren und Dienstleistungen weitgehend (jedoch konjunkturellen Schwankungen auf dem Arbeitsmarkt angepasst) ausgeschöpft werden. Damit geraten der west-christliche Familienmythos und das westliche Patriarchat schon seit den 1920er Jahren, verstärkt aber seit den 1970er Jahren unter Druck. Zum alten Familienmythos treten heterogene, ja gegensätzliche Erzählungen hinzu und machen „Familie“ in neuer Weise zum strittigen Objekt von Politik: Zunächst in den 1920er Jahren und dann wieder in den 1970er Jahren die sozialdemokratische Erzählung von der Notwendigkeit, das Familienleben für die männlichen Arbeiter und Angestellten durch sozialpolitische Reformen in Stadt und Staat erträglich und nützlich zu machen; in den 1970er, 1980er und 1990er Jahren die radikal-feministische Erzählung von der Überflüssigkeit der Männer als Väter und zugleich die ihr widersprechende Behauptung, dass dringend „neue Väter“ erforderlich seien. Die Reform Erzählungen provozieren reaktionäre Gegenerzählungen: In den 1930er und 1940er Jahren die nationalsozialistische und diverse faschistische Erzählungen von der ethnisch-rassisch reinen Familie und ihren (fremdrassigen und asozialen) Feinden; zuletzt richten sich erneut faschistische und nationalistische Bewegungen gegen Zuwanderer und Exilanten, ethnische Minderheiten (wie die Roma in Ungarn und der Slowakei, rumänische Einwanderer in Italien und marokkanische Landarbeiter in Spanien), aber auch gegen Lesben und Schwule in den Metropolen Russlands, Polens und des Baltikums – je niedriger das relative Konsumniveau, scheint es, umso schärfer. Was sie pflegen, beschützen oder wiederherstellen wollen, ist nach wie vor die kinderreiche „deutsche“, „ungarische“, „italienische“, „spanische“ etc. Familie und deren patriarchale Ordnung.

Die von Demografen produzierten Datenreihen zeigen nur einige messbare Effekte der qualitativen Veränderungen im Familienleben der ersten Jahrzehnte des neoliberalen Kapitalismus. Die Zahl der Mutter-Kind-Familien hat sich von 1970 bis heute in etwa verdoppelt und macht bereits etwa ein Viertel aller Familienhaushalte (Haushalte mit Kindern) aus.[3] Geschätzte 8 bis 10 Prozent aller Kinder leben eine Zeit lang mit einem nicht leiblich verwandten Erwachsenen zusammen, der in der Regel wohl einige elterliche Aufgaben übernimmt, vor allem aber den leiblichen Elternteil der Kinder, mit dem er zusammenlebt, in dessen Elternarbeit berät und unterstützt (monitoring). Von „Stieffamilien“ will angesichts dieser neuen Normalität fast niemand mehr reden. Der Begriff erinnert an frühkapitalistische Zeiten des Hungers und der Benachteiligung von nicht-leiblichen Kindern in häuslichen Ökonomien des Mangels. Überdies entstehen durch die Trennung des Paares ganz andere psychosoziale und soziologische Familienverhältnisse als durch den Tod eines Elternteils. „Patchwork-Familie“ lautet der immer öfter bevorzugte Term (Sieder 2008). Homosexuelle Paare sind in westlichen Großstädten weitgehend akzeptiert. Gar nicht selten betreuen sie mit ihnen lebende Kinder aus vorherigen heterosexuellen Beziehungen. Lesbische Paare haben Kinder aus inseminierten Schwangerschaften und teilen soziale und leibliche Elternschaft (Herrmann-Green u. Herrmann-Green 2008). Eher journalistische Berichte schlagen für schwul-lesbische Paare, die mit Kindern zusammenleben, den Term „Regenbogenfamilie“ vor.

Ab den 1970er Jahren nimmt die Notwendigkeit ab, mit jenem Menschen, den man liebt, oder mit dem man ein Kind oder mehrere Kinder hat, permanent im gemeinsamen Haushalt zu leben. Ein Kind zuverlässig zu umsorgen und aufzuziehen bedarf nicht mehr unbedingt der häuslichen Gemeinschaft seiner leiblichen Eltern. Feministisch inspirierten Frauen erschien in den 1990er Jahren die Familie ohne mitlebenden Vater, die Mutter-Kind-Familie, eine Möglichkeit, sich aus der Herrschaft des Mannes zu befreien. „Kein Herr im Haus“ war nicht nur eine Zustandsbeschreibung, sondern auch ein feministisches Postulat (Heiliger 1993; Simsa 1994). Die Möglichkeit, als gleichgeschlechtliche Partner*innen Kinder aufzuziehen, lässt auch die Binarität der Geschlechter im Eltern-Subsystem nicht mehr zwingend erscheinen. In Regenbogen- wie in Patchwork-Familien wird bei einem der beiden Partner die psycho-soziale von der biologischen Elternschaft entkoppelt: praktisch und allmählich auch normativ. Die Liberalisierung des Ehe- und Familienrechts und des Scheidungsrechts ab den 1970er Jahren, des Kindschaftsrechts um 2000 und die nun schon mehrjährige Diskussion über geeignete Rechtsformen für schwul-lesbische Paare tragen diesen Veränderungennicht ohne erhebliche Widersprüche Rechnung (Mottl 1997; Pelikan 2002; Neuwirth 2009).

Angesichts der breiten Anerkennung alternativer Familien- und Lebensformen und der schwindenden Legitimität des westlichen Patriarchats geraten auch jene Frauen und Männer, die in ersten Kernfamilien leben, unter Druck, ihr Zusammenleben zu innovieren. Der prominenteste Leitbegriff dafür kommt aus der Ökonomie: Partnerschaft. Er wird auf heterosexuelle wie auf gleichgeschlechtliche Paare angewandt. Allerdings überdeckt und euphemisiert er schon dort, wo er herkommt, ein antagonistisches und konfliktreiches Verhältnis. Auch auf das Ehe- und Familienleben übertragen, bleibt der Begriff vage und euphemistisch, und der Streit, ob er oder sie hinreichend partnerschaftlich wäre, kann stets geführt,

die Partnerschaft darob aufgekündigt werden. Die Auseinandersetzung um die faire Teilung der Arbeit im Haushalt wurde zur Kampfzone im privaten Regime der Reproduktion. Das ist keine Marotte einer privilegierten Mittelklasse, sondern inzwischen in allen sozialkulturellen Milieus angekommen. Und überall hinken die Praktiken des Ehe- und Familienlebens hinter den jungen Normen der „Partnerschaftlichkeit“, der „Gleichberechtigung“ und der „Selbstverwirklichung“ von Frauen und Männern her. Die Ursache ist leicht auszumachen: Männer und Frauen befinden sich zur selben Zeit in verschiedenen Epochen ihrer Emanzipation als Subjekte: Während das männliche Subjekt schon im frühen liberalen Kapitalismus für die Erwerbsarbeit freigesetzt wurde und nach Bildungs- und Ausbildungsgängen höhere Mehrwerte erzeugt, ist das weibliche Subjekt erst im Lauf des späten 19. und des 20. Jhs. für qualifizierte Berufe ausgebildet und zugelassen worden. Viele Generationen von erwerbstätigen Männern waren aber bereits von Hausfrauen reproduziert worden und hatten sich längst daran gewöhnt. Im Übergang von der fordistischen zur neoliberalen Produktionsweise sind Mann und Frau daher in gegensätzlicher und oft wenig kompromissfähiger Weise an den ihnen nun abverlangten Reformen ihres Zusammenlebens interessiert. Ihr insofern historisch gewachsener Interessenskonflikt verursacht die zunehmend häufigen Trennungen und Scheidungen. Hinzu kommt: Die in den Paar-Konflikten drängenden Sehnsüchte, Hoffnungen und Ängste sitzen tiefer im psychosomatischen System der Personen als deren kommunikative, logische, administrative oder technische Fertigkeiten, die offenbar rascher adaptiert werden können.

Andererseits übernehmen viele Männer Aufgaben im Familienleben, die noch vor ein oder zwei Generationen durchwegs als mütterlich bzw. weiblich angesehen wurden, vor allem in der Elternarbeit, deutlich weniger in der Hausarbeit. Die in den 1990er Jahren intensivierte Diskussion um Rolle, Funktion und Wirkung der Männer als Väter zeigt: Weder der autoritäre Patriarch des 19. und des frühen 20. Jhs., noch der Konsum-Patriarch der 1950er und 1960er Jahre, sondern der im Familienalltag präsente „Partner“ und „Miterzieher“ der Frau ist im neoliberalen Regime der Reproduktion gefragt (Jurcyk u. Lange 2009; Schneider 1989; Hawkins u. Dollahite 1997; Matzner 1998 u. 2004; Walter 2002). Nur verhältnismäßig kleine Minoritäten verzichten von vornherein auf dieses Modell, unterbieten es (wollen eine hierarchische, patriarchale Paarbeziehung leben) oder gehen noch darüber hinaus: Letzteres firmiert wenig originell als „neue Vaterschaft“, was in etwa meint, dass engagierte Väter der Berufsrolle eine Zeit lang keinen Vorrang vor der Vaterrolle, und dem Erwerbsleben keinen Vorrang vor dem Familienleben einräumen. Es ist klar, dass das private Regime der Reproduktion aber dann zwangsläufig vorsehen muss, dass die Frau als Verdienlerin an die Stelle des Mannes tritt. Männer, die den Rollenmodellen des präsenten Ehe- oder Lebenspartners und Miterziehers oder gar des engagierten Vaters tatsächlich entsprechen wollen, gehören vorwiegend der seit den 1960er und 1970er Jahren noch breiter gewordenen, v. a. durch ihr Bildungs- und Konsumniveau definierten „Mittelschicht“ an, sind Facharbeiter, Angestellte, Lehrerinnen und Lehrer und Gemeinde-, Landes- und Staatsbeamte mit mittlerer und akademischer Bildung und relativ hoher Arbeitsplatzsicherheit. Sie beteiligen sich am Schwangerschaftsturnen ihrer Frauen und lernen wehenfördernd zu hecheln. Sie transportieren ihre Kinder zwischen Schule, Geburtstagsfest und Fußballtraining hin und her und verstauben jeden Samstag den Großeinkauf im Fonds ihres frisch gewaschenen Mittelklasse-Wagens. In Mathematik, Physik und Sport sind sie die Hilfslehrer der Nation. Das von ihnen erreichte Konsumniveau kann für die nächste Generation – wenn überhaupt – am ehesten durch erfolgreiche Erziehung gesichert werden. Das Rollenmodell des engagierten („neuen“) Vaters hingegen, der über die Assistenz der Mutter (als „Miterzieher“ neben der „Haupterzieherin“) hinausgelangt und Vaterarbeit eine Zeit lang beinahe professionell und nach den von ihm erlernten beruflichen Mustern – planvoll, wissend, reflektierend – betreibt, scheint bislang nur für Minoritäten attraktiv.

In den letzten Jahrzehnten des neoliberalen Kapitalismus wurden also zwei gänzlich konträre Strategien zur Überwindung des Patriarchats west-christlicher Prägung entworfen und in unterschiedlichem Maß auch praktiziert: die Verabschiedung der Männer aus dem Familienleben und ihre Abwertung als Väter zum einen, und die Integration der Männer in das Familienleben als egalitäre Partner ihrer Frauen und als „Miterzieher“ oder „engagierte Väter“ ihrer Kinder zum anderen. Diese Strategien können einander aber auch im Wege stehen, etwa wenn das elterliche Engagement von Männern nach der Trennung des Paares mit Argumenten aus dem feministisch inspirierten Geschlechterkampf delegitimiert wird. Schon diese Polarität der möglich gewordenen, immer ideologisch imprägnierten ‚Lösungen‘ weist darauf hin, dass der Verhandlungs- und Gestaltungsdruck, dem sich Männer und Frauen in ihrer Elternschaft und in ihrem Familienleben ausgesetzt sehen, zugenommen hat. Die Kluft zwischen Anspruch und Wirklichkeit ist notorisch. Bereits getroffene Vereinbarungen stehen immer auf dem Spiel. Die Kündbarkeit der intimen Beziehungen wird tendenziell der Kündbarkeit der Arbeitsbeziehungen angeglichen. Die Anforderungen, die Mann und Frau als Eltern jeweils an sich selber und aneinander stellen, waren wohl noch nie derart hoch. Manche sehen darin eine Ursache für eine wachsende Furcht vor der Elternschaft und die teils bewusste, teils unbewusste Flucht in die

Kinderlosigkeit.

Nicht zuletzt kulminiert der erhöhte Anspruch von Frauen und Männern an die Qualität ihrer intimen Beziehungen in einer enormen Luxurierung: Die Beziehung soll nicht nur alltagspragmatisch funktionieren. Auch wenn sich die Liebe des Paares mit der Zeit beinahe wie von selbst in eine weniger aufgeregte Gefährtenliebe verwandelt, sollen Elemente der romantischen Liebe erhalten bleiben, und nicht zuletzt eine erregende Sexualität. Das ist kein geringer Anspruch an das Paar, zumal sich die Dauer seines (möglichen) Zusammenlebens durch die steigende Lebenserwartung erheblich verlängert hat. Das vor etwa zweihundert Jahren erstmals literarisch ausformulierte Konzept der romantischen Liebe scheint vor allem als Gefühls-Fundament einer langen Ehe fragwürdig geworden zu sein.

Romantische Liebe im Kapitalismus

Schon die „leidenschaftliche“ und die „galante Liebe“ des westeuropäischen Adels im 17. Jh., vor allem aber die „romantische Liebe“ der westlichen Bürger ab dem späten 18. Jh. gerieten in Spannung zu jener Zweckrationalität, die den kapitalistischen europäisch-nordamerikanischen ‚Westens‘ durchdrang. An die Stelle unbefragter Traditionen traten ausdrücklich legitimierte rationale Zwecke. Ab dem 18. Jh. erfasste diese Zweckrationalität nicht nur die sozialen Beziehungen – allen voran die bezahlten und unbezahlten Arbeitsverhältnisse –, sondern auch das innere Erleben, Fühlen und Denken der Frauen und Männer. Sie mussten lernen, ihre Affekte besser zu beherrschen und sich körperlich zu disziplinieren. Der gesamte Prozess der Scholarisierung seit dem 18. Jh. stand keineswegs primär im Dienst der Vermittlung von nützlichem Wissen, sondern der sozialen Disziplinierung, d.h. der Integration in diverse private und politische Regime, und der sozialen und psychische Zurichtung und der Hygienisierung der Körper wie auch ihres leiblichen und sexuellen Verkehrs. So wurden auch die konkurrierenden Unternehmer füreinander berechenbar und die Arbeiterinnen und Arbeiter („die Proleten“) verloren ihren Nimbus der Wildheit und der Gefährlichkeit – was die zunehmend komplexen und rechenhaften Wirtschaftsverhältnisse im Kapitalismus erst möglich machte. Dass auch Arbeiterinnen und Arbeiter und kleine Angestellte der Industrie, des Gewerbes und des Handels im Lauf des 20. Jhs. zu Wohnverhältnissen und einem Familienleben nach (klein)bürgerlichen Standards kamen, wurde durch sozialdemokratische Kommunal- und Sozialpolitik erreicht. Über die Investition öffentlicher Steuern in den kommunalen oder genossenschaftlichen Wohnungsbau, in städtische Fürsorge-, Schul- und Gesundheitssysteme betrieb sie die Integration der Arbeiter und Angestellten in die kapitalistische Produktionsweise. Genauer: Die sozialdemokratische Politik des frühen 20. Jhs. schuf die Voraussetzung für die Weiterentwicklung des Kapitalismus zur fordistischen, die Masse der Arbeiter*innen und Angestellten in Konsum, Kulturindustrie und Demokratie einbeziehenden Produktionsweise (Pirhofer u. Sieder 1982).

Ein anderer Effekt war – mit Max Weber – die sog. Entzauberung der Welt: ihre Durchdringung mit Wissen, zuletzt auch die neoliberale Kommodifizierung des Wissens und die Heraufkunft eines ‚akademischen Kapitalismus‘, der die Labors und Institute der Universitäten in Trainings-Camps der kapitalistischen (Welt-) Wirtschaft verwandelte. (Daher auch die rasch um sich greifende Anglophonie, die Quasi-Verbetrieblichung und der neoliberale Betriebswirtschafts-Jargon in den westlichen Universitäten.) Auch die zunehmende Verbreitung fragmentarischen psychologischen, soziologischen, ökonomischen oder technischen Wissens im Alltagsleben ist ein Aspekt der Entzauberung der Welt. Heute glaubt jeder, der auf sich hält, zu wissen, was eine psychische Depression, der Ödipuskomplex, ein Hybridmotor oder ein Hedgefond ist. Freilich, auch in einer derart verwissenschaftlichten und verbetrieblichten Welt werden weiterhin Mythen erzählt – und insofern mag der Webersche Begriff der Entzauberung manche in die Irre führen. Selbst der zweckrationale moderne Kapitalismus kommt ohne neue Mythen nicht aus. Der Glaube an die romantische Liebe des heterosexuellen oder homosexuellen Paares zeugt davon. Manchen Theoretikern scheint dieser Glaube an die Liebe eine „moderne Nachreligion“ zu sein (Beck-Gernsheim u. Beck 1990). Allerdings ist die Webersche These von der Säkularisierung der Welt durch den Aufstieg von Religionen zu Staatsreligionen, durch neue Konjunkturen der diversen Fundamentalismen und Neo-Spiritualismen längst widerlegt (Faschingeder 2010). Zutreffender scheint die Formulierung: Der Glaube an die romantische Liebe füllt in ähnlicher Weise eine Sinnlücke wie zahlreiche religiöse, fundamentalistische und spirituelle Bewegungen.

Mit ihrer literarischen Ausformulierung um 1800 wurde eine spezifische Form der romantischen Liebe zu einem kulturellen Kernbestand der westlichen Moderne und ihres kapitalistischen Wirtschaftssystems. Sie blieb in den folgenden zwei Jahrhunderten keineswegs gleich, sondern modifizierte sich mit den

kapitalistischen Produktionsweisen – so vor allem mit den Veränderungen der Arbeitsmoral, der politischen Regime sowie der Technologien der Produktion, des Verkehrs und der Kommunikation. Hinzu traten synchrone kulturelle Differenzen zwischen Ständen, sozialen Klassen und lokalen Milieus. Der höfische Adel hatte deutlich andere Ideale, Symbole und Praktiken der Liebe als die Bürger*innen und Kleinbürger*innen in den Städten; und die unterschieden sich in ihrem Liebeskonzept wieder erheblich von den Proleten und von der Bevölkerung auf dem Land (Sieder 2008, S. 23 ff.; Sieder 2004, S. 95 ff.). Vorstellungen und Praktiken der Liebe veränderten und spezifizierten sich überdies mit dem Aufstieg des bürgerlichen Subjekts und dessen Dezentrierung im Lauf der europäisch-nordamerikanischen Moderne. Ich will nur wenige kritische Augenblicke dieser Geschichte erwähnen.

Im Übergang zwischen den kulturellen Bewegungen der Aufklärung und der Romantik im 18. Jh. wird der einzelne Mensch, vornehmlich aber der einzelne Mann dazu aufgefordert, sich sorgsam zu verwalten, sich selbst und seine Kinder zu fleißiger Arbeit zu erziehen, seine Frau zu schützen, seine leiblichen Begierden zu zähmen und seine Sehnsüchte und Ängste zu bewältigen. Hier entsteht im modernen westlichen Staat das selbstverantwortliche Subjekt, das im Diskurs und seinen Exempeln meistens das Körpergeschlecht des Mannes trägt. Seine weibliche Antipodin wird komplementär an ihm und seinen männlichen Attributen ausgerichtet und erscheint folglich defizitär: Sie ist nicht im Geschäft, nicht in der Wissenschaft, nicht im kirchlichen oder weltlichen Amt, und auch nicht unter Waffen. In dieser Lage bedarf sie, so meinen Kirche und Staat, aber auch die sog. Arbeiterbewegung, der Belehrung und des Schutzes durch den Mann. Subjektivierungs-Generatoren sind die Formen der Beichte und der Kontemplation in den christlichen Kirchen, das Schreiben von Briefen, Tagebüchern und Memoiren, die Lektüre schöner Literatur und Poesie, das Theater als sozialmoralische Anstalt und – eine neu entworfene Praxis der Liebe des Mannes zur Frau und zwischen den Ehegatten. Die romantische Liebe bleibt in ihren ersten literarischen Entwürfen – etwa in Goethes *Die Leiden des jungen Werther* (1776) oder Friedrich Schlegels *Lucinde* (1799) – in das patriarchale bürgerliche Arbeits- und Lebenskonzept eingebunden. Es entsteht eine neue Sprache für Introspektion und Innerlichkeit. Mit Niklas Luhmann können wir von einer Codierung der Liebe, mit Roland Barthes von einem Liebes-Diskurs sprechen (Luhmann 1983; Barthes 1984; Wagner 2007). In ihrer ersten heroischen, literarisch vorgeführten Form ist romantische Liebe unkalkulierbares Schicksal. Die Liebenden fühlen sich berechtigt, sich im Namen der Liebe gegen die gesellschaftliche Ordnung und ihre Klassenschranken aufzulehnen. Die frühe romantische Liebe ist also eine 'anarchische' Kraft unter patriarchalen bürgerlichen Bedingungen. Darin unterscheidet sie sich vom spielerischen Charakter und von der Delikatesse der galanten Liebe des höfischen Adels, der zumindest in Frankreich des 17. Jhs. die Gefahren der Leidenschaft noch spielerisch zu zähmen weiß – freilich nicht ohne zahlreiche Opfer, vor allem unter den Frauen zu hinterlassen (Steigerwald 2001). In ihren frühen literarischen Fassungen rebelliert romantische Liebe gegen die Logik des Geschäfts im Handelskapitalismus wie in der merkantilen Politik und Bürokratie. Im Namen der romantischen Liebe werden Gedichte gemacht, Duelle ausgefochten, Selbstmorde begangen und bürgerliche Existenzen ruiniert. So wundert es nicht, dass der romantische Liebescode durch das praktische Leben beschwichtigt wird. Was unter patriarchalen und kapitalistischen Zwängen verdampft, ist die anarchische Leidenschaft. Stattdessen wird – im Interesse des bürgerlichen Hauses, Unternehmens und Besitzes – dem Mann Ruhe und Entspannung und der Frau beglückende Beziehungsarbeit in der Ehe, in der Mutterschaft und im häuslichen Leben versprochen. Romantische Liebe wird sozusagen domestiziert. Sie erhält eine kultur- und zivilisationsgeschichtliche Schlüsselfunktion: Sie soll jene Affekte und Hoffnungen binden, die in der Welt der rationalen Geschäfte, der Verwaltung, der Wissenschaften oder des Militärs fehl am Platz sind. Es entstehen zweigeteilte Lebenswelten: Im zunehmend als privat gestalteten häuslichen Leben soll sich die Sehnsucht nach Liebe zwischen Mann und Frau und zwischen Eltern und Kindern erfüllen. In den semi-öffentlichen und öffentlichen Bereichen der Politik, des Krieges, der Geschäfte und der Erwerbsarbeit hingegen gilt das Gesetz der Konkurrenz und des Profits. Das intimisierte Ehe- und Familienleben soll nähren, regenerieren, Kraft spenden und Leben zeugen, Einsamkeit und Entfremdung aufheben, und jene körperlichen und seelischen Wunden heilen, die die agonale Welt der Geschäfte, des Krieges und der Politik vor allem den Männern geschlagen hat. Es ist historisch dialektisch und paradox: Romantische Liebe und kapitalistische Rationalität bringen einander hervor.

Zwischen den eingangs unterschiedenen Entwicklungsstufen der kapitalistischen Produktionsweise und den historischen westlich-kapitalistische Spielarten der romantischen Liebe wie auch der Ehe und der Elternschaft bestehen – so die These, die ich nun etwas entfalten will – kausale Wirkungszusammenhänge und strukturelle Affinitäten. Im liberalen Kapitalismus des 19. Jhs. gestaltet sich das Konzept der ehelichen Liebe und der „bürgerlichen Familie“ metaphorisch gesprochen im ‚goldenen Gefängnis‘ der Bürgerhäuser. Weite Teile der Bevölkerung bleiben aus legalen Formen des Ehe- und Familienlebens ausgeschlossen, was zu vielen

außerehelich geborenen Kindern und hoher Frauen- und Kindersterblichkeit führt (In Lateinamerika bleibt dies bis heute das den Halbkontinent charakterisierende reproduktive Regime, Sieder 2010). Die besitzenden männlichen Bürger finanzieren, erziehen und beherrschen ihre oft deutlich jüngeren Frauen. Romantische Liebe als radikales Konzept von Literaten versagt vor der Macht dieser männlich-bürgerlichen Besitz- und Herrschaftssicherung. Wollen Töchter und Ehefrauen aus dem sozialökonomischen und sexuellen Regime bürgerlicher und adeliger Männer ausbrechen, werden sie verstoßen oder finden den Tod wie Henrik Ibsens Nora (norw. Ein Puppenheim, 1879) oder Theodor Fontanes Effi Briest (1894/95).

Der fordistisch-kapitalistische Modus des Familienlebens und der romantischen Liebe folgt – nach ersten Ansätzen in den „wilden Zwanziger Jahren“ – spätestens ab den 1950er Jahren dem moralischen Anspruch auf ein gutes Leben für (fast) alle, auch für Arbeiter*innen und Angestellte, die als Konsument*innen der Massenwaren ein neues volkswirtschaftliches Gewicht erlangen. Dies führt zur Selbst-Ästhetisierung männlicher und weiblicher Subjekte als Akteure und als Objekte auf den Märkten. Die Ehe wird nun für fast alle trennbar, sobald ihre (materiellen, sozialen, sexuellen) Konsumwerte nicht mehr zu stimmen scheinen. Experimente mit „freier Liebe“, „Kommunen“, ein androgyner Frauentypus („garçonne“) und eine libidinöse, das sexuelle und erotische Vergnügen legitimierende Moral richten sich gegen das lustfeindliche ältere Regime bürgerlicher Patriarchen und Kleriker. Die Reformen des Familien-, Ehe- und Kindschaftsrechts (zuerst in skandinavischen Ländern) sollen die „Partnerschaft“ der Ehegatten und die „Miterziehung“ der Kinder durch die Väter durchsetzen, aber auch Geburtenkontrolle einführen und legitimieren (Mesner 2010).

Der neoliberale Modus von Liebe und Familienleben ab den 1980er Jahren – nun im ironischen Ton der Postmoderne vorgetragen und kommentiert – bringt die gewissermaßen realistische Verkürzung der romantischen Liebe auf die Affäre eines Lebensabschnitts, verbunden mit dem arbeitsmoralischen Auftrag, sich körperlich, psychisch und sexuell bis ins höhere Alter fit zu halten und ‚vernutzte‘ Beziehungen möglichst durch ‚frische‘ zu ersetzen. Dementsprechend werden Scheidungen durch Rechtsreformen weiter erleichtert. Zum bereits etablierten fordistischen Moment des Konsums treten erhöhte Effizienz im verschärften Wettbewerb und die Moral unbegrenzten Gewinnstrebens hinzu. Der dauerhaft nicht in Arbeit stehende Teil der Bevölkerung wird in die „neue Armut“ ausgegrenzt und auf mäßigem Konsumniveau (Hartz IV, Notstandshilfe, Grundsicherung etc.) verwaltet.

Schon im fordistischen, vollends aber im neoliberalen Modus der kapitalistischen Produktionsweise wird selbst eine unerfüllbare Hoffnung rentabel gemacht: Die romantische Liebe wird öfter und variantenreicher konsumiert (Illouz 2003) und verschafft der Kulturindustrie, dem Tourismus, der Gastronomie und anderen Dienstleistern (darunter auch einer stark gewachsenen Zahl von Psychotherapeutinnen und -therapeuten) einen erheblichen Gewinnzuwachs. Sozialpsychologen und Soziologen beschreiben den Umbau des bürgerlichen Subjekts. Früh formuliert David Riesman den Übergang vom ehemals „innegeleiteten“ bürgerlichen zum „außengeleiteten“ post-bürgerlichen Subjekt (Riesman 1950/1958). George H. Mead, Erik H. Erikson, Ervin Goffman, Peter L. Berger, Kenneth Gergen u. a. beschreiben den Übergang vom zentrierten Selbst zum dezentrierten Beziehungs-Selbst: Es spürt und entwirft sich jeweils im Spiegel einer Mehrzahl von signifikanten und ausgewählten Anderen und tauscht den Lebensberuf und die Betriebstreue gegen „Jobs“ ein, stets darauf bedacht, jugendlich, sportlich, gesund, modisch und erfolgreich zu erscheinen. Seine intimen Beziehungen bespricht es in den ironischen Tönen der Postmoderne. Seine Lebensführung wird experimentell, riskant und in gewisser Weise rücksichtslos. Die Teil-Selbste starten euphorisch mit einer neuen Liebesbeziehung in einen neuen Lebensabschnitt, in dem sie sich sozial, materiell und ästhetisch neu erfinden: Sie wechseln nicht nur den Wohnort oder die Wohnung, sondern auch den Wohn- und Lebensstil. Selbst die vergleichsweise noch beständige Elternschaft verliert ihre Aura der Natürlichkeit und wird schwierig, instabil und gestaltungsbedürftig, nicht zuletzt nach Trennung und Scheidung des Paares (Sieder 2008). Das dezentrierte und fragmentierte Beziehungs-Selbst des Neoliberalismus ist – was sonst könnte es tun?– immer wieder zu einer neuen Selbst-Verpflichtung bereit. Wem unter diesen Bedingungen eine glückliche Polyphrenie gelingt, der schafft auch eine Serie von romantischen Lieben in seinem Leben. Ist also die condition postmoderne, wie Lyotard (1979/1994) die neue Produktionsweise in seinem Bericht an den Universitätsrat von Québec genannt hat, auch eine neue Kondition der romantischen Liebe?

Romantische Liebe in der condition postmoderne

Seit etwa drei Jahrzehnten scheinen die alltäglichen Redeweisen über die Liebe zunehmend durch Skepsis und Ironie geprägt. Die Ironie ist die Trope der Postmoderne, sagen Geschichtsphilosophen (Ankersmit 1993).

Aber war sie nicht schon die Trope der Romantiker? Wurden diese vielleicht nur allzu wörtlich genommen? Etwa von jenen Tausenden Männern, die sich wie Werther kleideten oder von jenen Hunderten, die sich wie er wegen einer unglücklichen Liebe zu Tode brachten? Heute schwingt in einem Moment des affektiven Überschwangs oder des sexuellen Begehrens, in dem ein Mann einer Frau „ewige Liebe“ schwört, die Ironie mit, dass dies – wie alle wissen – ein unmögliches Versprechen ist. Umberto Eco schrieb dazu im Nachwort zu seinem Roman „Im Namen der Rose“: „Die postmoderne Haltung erscheint mir wie die eines Mannes, der eine kluge und sehr belesene Frau liebt und daher weiß, dass er ihr nicht sagen kann ‚Ich liebe dich inniglich‘, weil er weiß, dass sie weiß (und dass sie weiß, dass er weiß), dass genau diese Worte schon, sagen wir, von Liala geschrieben worden sind. Es gibt jedoch eine Lösung. Er kann ihr sagen: ‚Wie jetzt Liala sagen würde: Ich liebe dich inniglich.‘“ (Eco 1986, S. 78 ff.).

Durch die ironische Brechung dessen, was einmal natürlich und schicksalhaft schien, tritt in der Verkehrssprache der Liebenden eine Meta-Ebene hinzu. Auf ihr kann besprochen werden, worauf man hofft und es in seiner Erfüllbarkeit doch bezweifelt. Die Gleichzeitigkeit der Hoffnung und des Zweifels wird ein Merkmal der postmodernen Kondition. Den hier nur noch möglichen Liebes-Code bezeichne ich als den Code der „skeptisch-romantischen Liebe“ (Sieder 2008, S. 23 ff.). Er wirkt neuerlich paradox: Aus dem erhöhten Wissen um ihre Brüchigkeit feiern Frauen und Männer den Beginn einer Bindung aus Liebe und inszenieren ihre Hochzeiten als üppige Feste, aufwändiger als je zuvor. Man könnte auch von einer Pseudo-Aristokratisierung ihrer Hochzeitsfeste sprechen. Doch während frühere Generationen die Verliebtheit mit der Zeit in weniger ufgeregte Formen des Zusammenlebens transformierten, wählen immer mehr Frauen und Männer die erheblich leichter gewordene Trennung und suchen nach einer nächsten romantischen Liebe. So resultiert aus Ironie und Skepsis zumindest in Fragen der Liebe am Ende doch nur die Wiederholung desselben; wenn auch bei deutlich erhöhtem Konsum.

Dem Einzelnen ist aufgetragen, aus den diskursiven Angeboten seinen eigenen Entwurf einer Liebesbeziehung nach seinen persönlichen Möglichkeiten und Neigungen zu kompilieren und im Lauf seines Lebens auch mehrfach zu verändern. Als mittelbare Folge davon müssen die multiplen Beziehungs-Selbste recht und schlecht autobiographisiert werden. Der Auftrag, dabei ganz der Gleiche zu bleiben, wird den sich erzählenden Postmodernen erlassen. Stattdessen sollen sie dieselben in steter Veränderung sein. Lebensgeschichtliche Interviews zeigen denn auch eine reiche Empirie. Liebesbeziehungs-Konzepte werden abgewandelt, wenn sich herausstellt, dass die ersehnte „totale Geborgenheit“, das erhoffte Ende der Suche und aller Selbst-Veränderung, nicht zu finden ist. In einer Analogie zu Architektur, Philosophie und Literatur (Welsch 1991) kann dieses Puzzle-Spiel mit ungleich alten Elementen aus der Geschichte der Lieben (Plural) auch eine postmoderne Codierung der Liebe genannt werden. Teilen die Partner*innen die postmoderne ironische Haltung, werden sie leichter ins Bett gelangen als zu Zeiten, in der denen die romantische Liebe noch weniger ironisch als pathetisch war. Ironie ist also mehr als ein Stil oder eine Mode der Konversation, sie ist auch beziehungs- und trennungsfunktional. Sie beschleunigt den Umsatz in den Betten – wenn auch mit der Gefahr, dass Übersättigung eintritt, wovon Sexualforscher längst zu berichten wissen (Sigusch 2005).

Dem Ende einer romantischen Liebe folgt bald der Anfang einer neuen. Immer mehr Menschen erleben Liebe in Serie. Irgendwann werden sie sich wohl zur Ruhe setzen, bis dahin aber leben sie sukzessiv polygam. Das Imaginäre ist, wie sich zeigt, eine hoch produktive Kraft. Der Anspruch und die Hoffnung auf eine nächste Liebe werden beinahe schon ein ganzes Leben lang aufrecht erhalten. Frauen und Männer lernen, mit dem wiederholten Verlust von Liebe umzugehen, ohne die Liebe selbst – wie gezeigt, ein kulturelles Konzept, aber notorisch verkannt als Natur – zu sehr abzuwerten oder gar endgültig zu verwerfen. Die viablere Alternative ist, statt der Liebe den Partner abzuwerten, ja ihn manchmal sogar zu dämonisieren. Die Entliebung läuft wie die Verliebung mit umgekehrten Vorzeichen: Auf die Idealisierung des Partners folgt dessen bodenlose Entidealisierung (Eiguer u. Ruffiot 1991). In seinen Wirkungen ist dies ambivalent: Einerseits befreit es aus unglücklichen Beziehungen. Andererseits erhöht es den Anspruch an die Qualität der Liebes-Beziehung so sehr, dass ihn kaum jemand erfüllen kann. Es erzeugt sozusagen einen Überschuss an Kritik und mindert Rollendistanz, Empathie und Ambiguitätstoleranz. Das aber sind Anforderungen an die Ich-Identität im fordistischen und im neoliberalen Kapitalismus (Krappmann 2005, S. 133 ff.). Aus dem solcherart beinahe programmierten Scheitern einer Liebe nährt sich die Hoffnung, der ideale Liebespartner sei irgendwo anders zu finden – dort, wo man selber gerade nicht ist.

Erstmals seit mehr als zweihundert Jahren könnte es sich nicht nur um eine weitere Adaption des romantischen Liebes-Codes handeln. Die normative Bindung der romantischen Liebe an das heterosexuelle Paar, an das verheiratete Paar und an das dauerhaft unter einem Dach zusammenlebende Paar löst sich

zusehends auf. Einerseits glauben viele Frauen und Männer nicht mehr so recht an die Liebe und sind zunehmend skeptisch, dass man auf ihr lebenswichtige und ökonomisch folgenreiche Entscheidungen gründen soll. Sie sprechen skeptisch und ironisch über die Liebe, weil sie der hegemonialen Zweckrationalität in ihren kaufmännischen, technokratischen und wissenschaftlichen Spielarten widerspricht. Andererseits aber werden Lebenspartnerschaften und Ehen massenhaft im Namen einer neuen Liebe getrennt und gerichtlich geschieden. Viele Frauen und Männer hoffen, dass sie die Trennung von ihren ‚Altlasten‘ befreien wird. Ihre Illusion hat Funktion. Sie macht sie dazu bereit, die mit der Trennung verbundenen Kosten hinzunehmen und zu bezahlen. Was ihnen als ihre ganz private Angelegenheit erscheint, als Korrektur ihres Lebensweges und als Ticket für ein neues Glück, hält sie – von der meist kurzen Zeit der Konfusion abgesehen – arbeitsfähig und leistungsmotiviert. Ein neuer Job und eine neue Liebe haben eines gemeinsam: Sie mobilisieren Energie für die erneute Selbstverpflichtung. So führt die Rebellion gegen das Etablierte, die mit jeder neuen Liebe für kurze Zeit verbunden ist, letztlich zur Re-Integration des Subjekts in die neoliberale Leistungsgesellschaft. Die Sprecher*innen ihrer Interdiskurse (Therapeuten, Coaches, Pädagogen, Ökonomen, Wirtschaftsberater u.v.a.) können darauf verzichten, alte Werte wie Beziehungstreue und Ortsverbundenheit zu verlangen. Mobil, lern-, wandlungs- und anpassungsfähig sollen wir sein: im Beruf, in der Politik, und eben auch in unseren intimen Beziehungen.

Nach und nach hat die Liebe ihren Ruf verloren, das Natürlichste der Welt zu sein. Sie erhob sich aus dem „großen knarrenden Doppelbett“ (Ingmar Bergman, Szenen einer Ehe, 1975), wo es ihr ohnehin nie wirklich gut ging. Mehr und mehr wurde sie vom Schicksal zum Spiel. Das rief die Ideen der Strategie und des „lebenslangen Lernens“, Beratung, Coaching und Psychotherapie auf den Plan: Therapy Culture (Furedi 2004; Illouz 2009). Neue Anforderungen an Frauen und Männer werden formuliert. Im Lauf ihres Lebens sollen sie die Fähigkeit erwerben, dauernd zu lieben, ohne die Geliebte resp. den Geliebten ganz und allein besitzen oder gar aus Liebe einsperren zu wollen, ohne ihn ändern zu wollen, und auch ohne sich selbst für ihn zu verändern. Paartherapeuten bieten an, bei der Herstellung dieser Fähigkeit zu einer „reifen Liebe“ zu helfen. Anders als bei der romantischen Liebe alten Typs, die einen traf wie der Blitz, aber auch wieder verloren ging, meinen sie, es sei durchaus möglich, durch Arbeit an sich selbst zu einer Façon der Liebe zu gelangen, auf die man sich verlassen kann (Clement 2004; Schnarch 2007). Das ist eine viel (zu viel?) versprechende Antwort auf die Krise des spätromantischen Liebesideals. Andere rufen zu mehr Bescheidenheit und Vernunft, sogar zu einer Rückkehr zur Treue auf (Willi u. Limacher 2005; Retzer 2004 u. 2009). Vermittelnde Stimmen fordern mehr Beständigkeit in der Ehe, aber auch die Bereitschaft zum romantischen Seitensprung; er sei wichtig, um die Ehe auszuhalten. Neu daran ist, dass auch die Frau, nun ebenso kaufkräftige und erwerbstätige Konsumentin wie der Mann, zum Seitensprung animiert wird. – Mir scheint, als wäre die angedeutete Vielfalt der psychotherapeutischen Angebote ein Reflex auf die offener gewordene Codierung von Liebe und das Fehlen einer transmontanen Moral. Schon im fordistischen und noch mehr im neoliberalen Kapitalismus des Westens ist die Verhandlungsmoral typisch. Ironisch, wie es der postmodernen Kondition des Wissens entspricht, darf vielleicht gesagt werden: Verschiedene, ja gegensätzliche psychotherapeutische Konzepte beleben das Geschäft – auch das der Psychotherapeut*innen.

Manche meinen, mehr Wissen und Reflexion, wachsende Skepsis und Ironie oder auch mehr psychotherapeutische Hilfe würden dazu beitragen, ein ernsthafteres Spiel der Liebe durchzusetzen und dem Hass, soweit er aus der Kränkung durch entzogene Liebe entsteht, seine mitunter lebensgefährliche Schärfe zu nehmen. Ich stimme zu. Doch sollte man ‚ernsthaft‘ nicht mit vorbehaltlos ‚offen‘ und ‚ehrlich‘ verwechseln. Empirische Studien zeigen, dass einiges intransparent bleiben muss, um eine intime Beziehung nicht zu gefährden. ‚Ehrlichkeit‘ hat hier weiterhin Grenzen. Allerdings ändert sich die Funktion des Heimlichen fundamental: Die patriarchale Ehe im liberalen Kapitalismus musste seltene sexuelle Affären der Frauen und Männer oder eine homosexuelle Neigung verbergen, um den Anschein der Gutbürgerlichkeit zu wahren. Die liberalisierten Paarbeziehungen der Gegenwart hingegen benötigen eine andere Art von Diskretion. Der Partner / die Partnerin darf mit den eigenen Bedenken, was die Zukunft der intimen Beziehung, die ungestillten Sehnsüchte und die gelegentlichen Selbstversuche in anderen Betten betrifft, nicht all zu sehr belastet werden. Das gilt für die heterosexuellen Paare ebenso wie für die homosexuellen. Würde man alle Zweifel und alle Enttäuschungen mitteilen, käme der Mut zur intimen Beziehung abhanden.

Für die Mehrzahl jener, die ihre eigene Unversehrtheit und die Autonomie ihres Partners bzw. ihrer Partnerin sorgsam bewahren wollen, nimmt mit den Spielräumen auch die Unvorhersehbarkeit der künftigen Spielzüge zu. Weil sie nicht wissen können, was werden wird, müssen sie die Eventualität einer Trennung schon im Augenblick der Liebe antizipieren. Damit, so scheint es, wächst ihre Angst, sich zu verlieben und als Liebende verletzt zu werden. Jean-Paul Sartre hat die Angst vor der Freiheit des (geliebten) Anderen beschrieben. Er habe die Freiheit und die Macht, mich zutiefst zu kränken, sei es, indem er auch einen Anderen, eine Andere

liebt, sei es, indem er mich nicht nur verlässt, sondern erniedrigt, als hätte er mich nie geliebt. Das ist die Kränkung unseres Wunsches, ausgerechnet in der Liebe autonom und souverän zu sein. Voller Wut und Empörung nannte es Sartre „einen unüberwindbaren Skandal“ (Sartre 1993, Bd.3).

Eine Folge der teils bewussten, teils unbewussten Angst, vom geliebten Menschen psychisch oder körperlich eingesperrt, verlassen, verletzt, oder gar getötet zu werden, ist nicht zuletzt die Tendenz, intime Beziehungen schwächer zu institutionalisieren. Man heiratet gar nicht oder erst dann, wenn man eine längere Wegstrecke als Paar hinter sich gebracht und einander bewiesen hat, dass die Gefahren wenigstens nicht evident sind. Manche behalten vorsichtshalber die eigene Wohnung und investieren nicht in einen gemeinsamen Wohnsitz. Andere scheuen davor zurück, Kinder zu haben. Sehr viele Frauen und Männer oszillieren zwischen dem Wunsch nach einer festen und sicheren Bindung, jenem totalen Zuhause, das alle Entfremdung aufheben soll, dem Versprechen des Mythos, und ihrem diskursiv erzeugten Verlangen nach Freiheit und Autonomie. Ob sie ihre Glücks-Chancen nützen oder versäumen, gilt zunehmend weniger als ihr Schicksal denn als ihre persönliche Leistung und ihr Versagen. Wie in der Arbeit sind sie auch in der Liebe neoliberale Leistungsmenschen oder eben Looser. Dieses im Alltags-Diskurs seit einiger Zeit so verdächtig häufig gebrauchte Wort scheint mehr zu konnotieren als das deutsche ‚Verlierer‘ oder ältere Vokabel für Marginalisierte (wie „Obdachlose“, „Streuner“ oder schlicht „Arme“). Es meint auch jene, die das Spiel nicht nur verloren haben, sondern den nun geforderten, nötigen Kampfes- und Siegeswillen nie hatten. Aber auch die Tüchtigen und Erfolgreichen befinden sich – alles in allem – in einem Zustand erträglichen Unglücks. Sie haben so viel wie nie zuvor: Häuser, Apartments, Autos, Liebesaffären, sexuelle Abenteuer. Warum aber sind sie so getrieben, so rastlos, so aggressiv und stets in Sorge, etwas zu versäumen? Der Skandal scheint nicht mehr das Sexuelle, das schon im fordistischen Kapitalismus zur Ware geworden war und als solche von der Peripherie ins Zentrum der Gesellschaft und in jeden Heimcomputer, in die Heimkinos und die Mobiltelefone eingezogen ist. Der Skandal ist die ungestillte Sehnsucht nach einer Intimität, die auch dem effizientesten Leistungsmenschen im Neoliberalismus versagt bleibt und sich eher zwischen seinen Worten verbirgt als sich mit ihnen herstellen lässt. Glück, hält sie – von der meist kurzen Zeit der Konfusion abgesehen – arbeitsfähig und leistungsmotiviert. Ein neuer Job und eine neue Liebe haben eines gemeinsam: Sie mobilisieren Energie für die erneute Selbstverpflichtung. So führt die Rebellion gegen das Etablierte, die mit jeder neuen Liebe für kurze Zeit verbunden ist, letztlich zur Re-Integration des Subjekts in die neoliberale Leistungsgesellschaft. Die Sprecher*innen ihrer Interdiskurse (Therapeuten, Coaches, Pädagogen, Ökonomen, Wirtschaftsberater u.v.a.) können darauf verzichten, alte Werte wie Beziehungstreue und Ortsverbundenheit zu verlangen. Mobil, lern-, wandlungs- und anpassungsfähig sollen wir sein: im Beruf, in der Politik, und eben auch in unseren intimen Beziehungen.

Nach und nach hat die Liebe ihren Ruf verloren, das Natürlichste der Welt zu sein. Sie erhob sich aus dem „großen knarrenden Doppelbett“ (Ingmar Bergman, Szenen einer Ehe, 1975), wo es ihr ohnehin nie wirklich gut ging. Mehr und mehr wurde sie vom Schicksal zum Spiel. Das rief die Ideen der Strategie und des „lebenslangen Lernens“, Beratung, Coaching und Psychotherapie auf den Plan: Therapy Culture (Furedi 2004; Illouz 2009). Neue Anforderungen an Frauen und Männer werden formuliert. Im Lauf ihres Lebens sollen sie die Fähigkeit erwerben, dauernd zu lieben, ohne die Geliebte resp. den Geliebten ganz und allein besitzen oder gar aus Liebe einsperren zu wollen, ohne ihn ändern zu wollen, und auch ohne sich selbst für ihn zu verändern. Paartherapeuten bieten an, bei der Herstellung dieser Fähigkeit zu einer „reifen Liebe“ zu helfen. Anders als bei der romantischen Liebe alten Typs, die einen traf wie der Blitz, aber auch wieder verloren ging, meinen sie, es sei durchaus möglich, durch Arbeit an sich selbst zu einer Façon der Liebe zu gelangen, auf die man sich verlassen kann (Clement 2004; Schnarch 2007). Das ist eine viel (zu viel?) versprechende Antwort auf die Krise des spätrromantischen Liebesideals. Andere rufen zu mehr Bescheidenheit und Vernunft, sogar zu einer Rückkehr zur Treue auf (Willi u. Limacher 2005; Retzer 2004 u. 2009). Vermittelnde Stimmen fordern mehr Beständigkeit in der Ehe, aber auch die Bereitschaft zum romantischen Seitensprung; er sei wichtig, um die Ehe auszuhalten. Neu daran ist, dass auch die Frau, nun ebenso kaufkräftige und erwerbstätige Konsumentin wie der Mann, zum Seitensprung animiert wird. – Mir scheint, als wäre die angedeutete Vielfalt der psychotherapeutischen Angebote ein Reflex auf die offener gewordene Codierung von Liebe und das Fehlen einer transmontanen Moral. Schon im fordistischen und noch mehr im neoliberalen Kapitalismus des Westens ist die Verhandlungsmoral typisch. Ironisch, wie es der postmodernen Kondition des Wissens entspricht, darf vielleicht gesagt werden: Verschiedene, ja gegensätzliche psychotherapeutische Konzepte beleben das Geschäft – auch das der Psychotherapeut*innen.

Manche meinen, mehr Wissen und Reflexion, wachsende Skepsis und Ironie oder auch mehr psychotherapeutische Hilfe würden dazu beitragen, ein ernsthafteres Spiel der Liebe durchzusetzen und dem

Hass, soweit er aus der Kränkung durch entzogene Liebe entsteht, seine mitunter lebensgefährliche Schärfe zu nehmen. Ich stimme zu. Doch sollte man ‚ernsthaft‘ nicht mit vorbehaltlos ‚offen‘ und ‚ehrlich‘ verwechseln. Empirische Studien zeigen, dass einiges intransparent bleiben muss, um eine intime Beziehung nicht zu gefährden. ‚Ehrlichkeit‘ hat hier weiterhin Grenzen. Allerdings ändert sich die Funktion des Heimlichen fundamental: Die patriarchale Ehe im liberalen Kapitalismus musste seltene sexuelle Affären der Frauen und Männer oder eine homosexuelle Neigung verbergen, um den Anschein der Gutbürgerlichkeit zu wahren. Die liberalisierten Paarbeziehungen der Gegenwart hingegen benötigen eine andere Art von Diskretion. Der Partner / die Partnerin darf mit den eigenen Bedenken, was die Zukunft der intimen Beziehung, die ungestillten Sehnsüchte und die gelegentlichen Selbstversuche in anderen Betten betrifft, nicht all zu sehr belastet werden. Das gilt für die heterosexuellen Paare ebenso wie für die homosexuellen. Würde man alle Zweifel und alle Enttäuschungen mitteilen, käme der Mut zur intimen Beziehung abhanden.

Für die Mehrzahl jener, die ihre eigene Unversehrtheit und die Autonomie ihres Partners bzw. ihrer Partnerin sorgsam bewahren wollen, nimmt mit den Spielräumen auch die Unvorhersehbarkeit der künftigen Spielzüge zu. Weil sie nicht wissen können, was werden wird, müssen sie die Eventualität einer Trennung schon im Augenblick der Liebe antizipieren. Damit, so scheint es, wächst ihre Angst, sich zu verlieben und als Liebende verletzt zu werden. Jean-Paul Sartre hat die Angst vor der Freiheit des (geliebten) Anderen beschrieben. Er habe die Freiheit und die Macht, mich zutiefst zu kränken, sei es, indem er auch einen Anderen, eine Andere liebt, sei es, indem er mich nicht nur verlässt, sondern erniedrigt, als hätte er mich nie geliebt. Das ist die Kränkung unseres Wunsches, ausgerechnet in der Liebe autonom und souverän zu sein. Voller Wut und Empörung nannte es Sartre „einen unüberwindbaren Skandal“ (Sartre 1993, Bd.3).

Eine Folge der teils bewussten, teils unbewussten Angst, vom geliebten Menschen psychisch oder körperlich eingesperrt, verlassen, verletzt, oder gar getötet zu werden, ist nicht zuletzt die Tendenz, intime Beziehungen schwächer zu institutionalisieren. Man heiratet gar nicht oder erst dann, wenn man eine längere Wegstrecke als Paar hinter sich gebracht und einander bewiesen hat, dass die Gefahren wenigstens nicht evident sind. Manche behalten vorsichtshalber die eigene Wohnung und investieren nicht in einen gemeinsamen Wohnsitz. Andere scheuen davor zurück, Kinder zu haben. Sehr viele Frauen und Männer oszillieren zwischen dem Wunsch nach einer festen und sicheren Bindung, jenem totalen Zuhause, das alle Entfremdung aufheben soll, dem Versprechen des Mythos, und ihrem diskursiv erzeugten Verlangen nach Freiheit und Autonomie. Ob sie ihre Glücks-Chancen nützen oder versäumen, gilt zunehmend weniger als ihr Schicksal denn als ihre persönliche Leistung und ihr Versagen. Wie in der Arbeit sind sie auch in der Liebe neoliberale Leistungsmenschen oder eben Looser. Dieses im Alltags-Diskurs seit einiger Zeit so verdächtig häufig gebrauchte Wort scheint mehr zu konnotieren als das deutsche ‚Verlierer‘ oder ältere Vokabel für Marginalisierte (wie „Obdachlose“, „Streuner“ oder schlicht „Arme“). Es meint auch jene, die das Spiel nicht nur verloren haben, sondern den nun geforderten, nötigen Kampfes- und Siegeswillen nie hatten. Aber auch die Tüchtigen und Erfolgreichen befinden sich – alles in allem – in einem Zustand erträglichen Unglücks. Sie haben so viel wie nie zuvor: Häuser, Apartments, Autos, Liebesaffären, sexuelle Abenteuer. Warum aber sind sie so getrieben, so rastlos, so aggressiv und stets in Sorge, etwas zu versäumen? Der Skandal scheint nicht mehr das Sexuelle, das schon im fordistischen Kapitalismus zur Ware geworden war und als solche von der Peripherie ins Zentrum der Gesellschaft und in jeden Heimcomputer, in die Heimkinos und die Mobiltelefone eingezogen ist. Der Skandal ist die ungestillte Sehnsucht nach einer Intimität, die auch dem effizientesten Leistungsmenschen im Neoliberalismus versagt bleibt und sich eher zwischen seinen Worten verbirgt als sich mit ihnen herstellen lässt.

Literaturverzeichnis

Ankersmit Frank, Wir schauen in einen Spiegel und sehen einen Anderen, in: Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften ÖZG 4 (1993), Heft 3, S. 457-465.

Barthes Roland, Fragmente einer Sprache der Liebe, 3. Auflage, Frankfurt am Main 1984.

Beck-Gernsheim Elisabeth u. Ulrich Beck, Das ganz normale Chaos der Liebe, Frankfurt am Main 1990.

Bühler Susanne, Elternschaft gleichgeschlechtlicher Paare?, in: Familienfragen. Informationsbulletin der Zentralstelle für Familienfragen am Bundesamt für Sozialversicherung, Gleichgeschlechtliche Paare: Auf dem Weg zur Gleichstellung, Heft 2/2000, Bern 2000, S. 17-20.

Clement Ulrich, Systemische Sexualtherapie, Stuttgart 2004.

Eco Umberto, Postmodernismus, Ironie und Vergnügen, in: ders., Nachschrift zum „Namen der Rose“, München 1986, S. 78 ff.

Eiguer Alberto u. André Ruffiot, Das Paar und die Liebe. Psychoanalytische Paartherapie, Stuttgart 1991.

Elsaesser Thomas, Rainer Werner Fassbinder, Berlin 2001.

Faschingeder Gerald, Die Wiedergeburt des Religiösen im globalen Austausch, in: Reinhard Sieder u. Ernst Langthaler (Hg.), Globalgeschichte 1800-2010, Wien/Köln/Weimar 2010, S. 503-527.

Furedi Frank, Therapy Culture. Cultivating vulnerability in an uncertain age, London u. New York 2004.

Hawkins Alan J. u. David C. Dollahite (Hg.), Generative Fathering. Beyond Deficit Perspectives, Thousand Oaks/CA 1997.

Heiliger Anita, Allein erziehen als Befreiung. Mutter-Kind-Familien als positive Sozialisationsform und als gesellschaftliche Chance, 2. Auflage, Pfaffenweiler 1993.

Herrmann-Green Lisa u. Monika Herrmann-Green, Familien mit lesbischen Eltern in Deutschland, in: Zeitschrift für Sexualforschung, Jg. 21 (2008), Heft 4, S. 319-340.

Illouz Eva, Der Konsum der Romantik. Liebe und die kulturellen Widersprüche des Kapitalismus, Frankfurt am Main 2003.

Illouz Eva, Die Errettung der modernen Seele. Therapien, Gefühle und die Kultur der Selbsthilfe, Frankfurt am Main 2009.

Jurcyk Karin u. Andreas Lange (Hg.), Vaterwerden und Vatersein heute. Neue Wege – neue Chancen! Gütersloh 2009.

Krappmann Lothar, Soziologische Dimensionen der Identität. Strukturelle Bedingungen für die Teilnahme an Interaktionsprozessen (1969), 10. Auflage Stuttgart 2005.

Luhmann Niklas, Liebe als Passion. Zur Codierung von Intimität, 2. Auflage, Frankfurt am Main 1983.

Lyotard Jean-François, La condition postmoderne, Paris 1979; deutsch: Das postmoderne Wissen. Ein Bericht, Wien 1994.

Matzner Michael, Vaterschaft heute. Klischees und soziale Wirklichkeit, Frankfurt am Main 1998.

Matzner Michael, Vaterschaft aus der Sicht von Vätern, Wiesbaden 2004.

- Mesner Maria, Geburten/Kontrolle. Reproduktionspolitik im 20. Jahrhundert, Wien u.a. 2010.
- Mesquita Sushila, Homo.Ehe.Norm. Ambivalenzen der (Hetero-)Normalisierung im Schweizer Partnerschaftsgesetz, in: Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften ÖZG 20 (2009), Band 3, Ehe.Norm, hg. v. Maria Mesner, S. 134-144.
- Mottl Ingeborg, Kindesunterhalt, Obsorgeregelung und Besuchsrecht bei Ehescheidung, in: Ulrike Aichhorn (Hg.), Frauen und Recht, Wien 1997.
- Neuwirth Karin, „Kampf der Geschlechter“. Gewaltschutz sowie Obsorge- und Besuchsregelungen nach der Scheidung, in: Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften ÖZG 20 (2009), Band 3, Ehe.Norm, hg. v. Maria Mesner, S. 145-159.
- Pelikan Christa, Erwartungen zur Implementierung der Gemeinsamen Obsorge in Österreich, Studie im Auftrag der MA 57, Frauenbüro Wien, Wien 2002.
- Pirhofer Gottfried u. Reinhard Sieder, Zur Konstitution der Arbeiterfamilie im Roten Wien. Familienpolitik, Kulturreform, Alltag und Ästhetik, in: Michael Mitterauer u. Reinhard Sieder (Hg.), Historische Familienforschung, Frankfurt am Main 1982, S. 326-368.
- Resch Christine u. Heinz Steinert, Der Fortschritt der Kritischen Theorie, in: Reinhard Sieder, Hg., Fortschritt. (= Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften 20. Jg., Band 1), Wien 2009, S. 66-93.
- Retzer Arnold, Systemische Paartherapie. Konzepte – Methode – Praxis, Stuttgart 2004.
- Retzer Arnold, Lob der Vernunftfehe. Eine Streitschrift für mehr Realismus in der Liebe, Frankfurt am Main 2009.
- Riesman David, The lownly crowd, (1950) deutsch: Die einsame Masse, Reinbek 1958.
- Sartre Jean-Paul, Das Sein und das Nichts. Versuch einer phänomenologischen Ontologie, Ges. Werke in Einzelausgaben, Philosophische Schriften, Bd. 3, Reinbeck bei Hamburg: Rowohlt 1993.
- Schipfer Rudolf Karl, Familien in Zahlen. Informationen zu Familien in Österreich und der EU auf einen Blick, Ausgabe 2001: 16, Tabelle 15. (hg. vom Österreichischen Institut für Familienforschung, Wien).
- Schnarch David, Die Psychologie sexueller Leidenschaft, Mit einem Vorwort von Jürg Willi, 4. Auflage, Stuttgart 2007.
- Schneider Werner, Die neuen Väter. Chancen und Risiken. Zum Wandel der Vaterrolle in Familie und Gesellschaft, Augsburg 1989.
- Sieder Reinhard, Die Liebe der Ledigen auf dem Land. Intime Beziehungen der Diensthofen um 1800, in: ders., Die Rückkehr des Subjekts in den Kulturwissenschaften, Wien 2004, S. 95-126.
- Sieder Reinhard, Von der romantischen Liebe zur skeptischen Liebe? in: ders., Die Rückkehr des Subjekts in den Kulturwissenschaften, Wien 2004, S. 167-209.
- Sieder Reinhard, Patchworks – das Familienleben getrennter Eltern und ihrer Kinder, Stuttgart 2008.
- Sieder Reinhard, Haus und Familie. Regime der Reproduktion in Lateinamerika, China und Europa, in: Reinhard Sieder u. Ernst Langthaler (Hg.), Globalgeschichte 1800-2010, Wien/Köln/Weimar 2010, S. 285-341.
- Sigusch Volkmar, Neosexualitäten. Über den kulturellen Wandel von Liebe und Perversion, Frankfurt am Main u. New York 2005.
- Simsa Ruth, Kein Herr im Haus. Alleinerziehen – Eine Auseinandersetzung, Frankfurt am Main 1994.

Steigerwald Jörn, Um 1700. Galanterie als Konfiguration von Préciosité, Libertinage und Pornographie. Am Beispiel der Lettres portugaises, in: Thomas Borgstedt u. Andreas Sobach (Hg.), Der galante Diskurs. Kommunikationsideal und Epochenschwelle, Dresden 2001, S. 275-304.

Wagner Birgit, Liebe allein oder zu zweit? Fragmente einer europäischen Diskursgeschichte, in: Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften ÖZG 18. Jg., Heft 3, Liebe: Diskurse und Praktiken, hg. v. Reinhard Sieder u.a., Wien 2007, S. 13-25.

Walter Heinz (Hg.), Männer als Väter. Sozialwissenschaftliche Theorie und Empirie, Gießen 2002.

Welsch Wolfgang, Unsere postmoderne Moderne, 3. durchgesehene Auflage, Weinheim 1991.

Willi Jürg u. Bernhard Limacher (Hg.), Wenn die Liebe schwindet. Möglichkeiten und Grenzen der Paartherapie, Stuttgart 2005.